

Isprechung, kirchliche Zeitslage, Konfessionsstatistik und kirchliche Statistik, Konfession und Unterrichtswesen, Heidenmission und karitativ-soziale Tätigkeit der Katholiken Deutschlands) haben zum Teil auch beträchtliche Umgestaltungen und Erweiterungen erfahren. Namentlich gilt das von der Abteilung über Unterrichtswesen, die eine sehr eingehende Abhandlung über das höhere Mädchenschulwesen mit viel noch unveröffentlichtem Material enthält; von der Abteilung über Heidenmission, die eine Gesamtstatistik sämtlicher katholischen Missionen bietet, und von der Abteilung über kirchliche Statistik. In letzterer mußten die üblichen Kapitel über kirchliche Handlungen und über die Kandidaten des Priesteramtes der Umstände wegen ausfallen. Dafür wurden zwei Kapitel über Konfession und Muttersprache und über die Konfession der öffentlichen Beamten neu eingefügt. Sehr eingehend ist in dieser Abteilung auch die Frage des Geburtenrückganges nach ihrer bevölkerungspolitischen und ethischen Seite behandelt.

Das „Kirchliche Handbuch“ soll nach seinem Programm ein Nachschlagewerk sein, in dem alle, die sich über die katholische Kirche Deutschlands, ihren Bestand, ihre Organisation, ihre rechtlichen Verhältnisse und ihre Lebensäußerungen unterrichten wollen, zuverlässigen und umfassenden Aufschluß finden. Diesem Ziel dürfte das Handbuch durch die neue Erweiterung wieder um einen bedeutenden Schritt näher gekommen sein. Die Verbindung mit den Veröffentlichungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik macht ihm zudem von jetzt ab jährliches Erscheinen zur Pflicht, so daß den Benutzern des Handbuchs stets die neuesten Angaben über die katholische Kirche Deutschlands zur Verfügung stehen werden.

Hermann A. Krose S. J.

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Ein Buch gegenseitigen
Verstehens und Vertrauens. Herausgegeben von Friedrich Thimme.
8° (574) Leipzig 1916, Hirzel. M 5.—; geb. M 7.—

Wierzig Verfasser sind an diesem Buche von mäßigem Umfang mit ebensovielen Beiträgen beteiligt. Den Zweck stellt der Herausgeber Dr. Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des preußischen Herrenhauses in Berlin, mit den Worten dar: „Gegenseitiges Verstehen und Vertrauen, gegenseitiges williges Entgegenkommen bei aller aufrechten Wahrung des eigenen Standpunktes: wenn diese Richtlinie von dem ganzen deutschen Volke zu der seinen erhoben wird, dann steht es heute und immer gut um den inneren Frieden und um die Einheit unseres Volkes, dann dürfen wir sicher sein, daß uns die Zukunft, große und strahlende Zukunft gehört.“ In dieser Absicht haben sich „Persönlichkeiten aus entgegengesetzten Lagern: Protestanten und Katholiken, Positive, Liberale und Freireligiöse, Konservative und Demokraten, Vertreter der verschiedenen Volksstämme, Klassen und Berufe zusammengesunden, um sich über all die großen Gegensätze, die unser Volk trennen, die Gegensätze der Weltanschauungen, der Konfessionen und kirchlichen Parteien, der Nationalitäten und Berufsstände, der politischen Parteien in voller Offenheit, Freimütigkeit und Unbefangenheit auszusprechen“ (Vorwort).

Daß gerade ein so unfriedlicher Name wie Gottfried Traub die „Eingleitung“ unterzeichnet, wird einige unangenehm berühren. In der Tat ist auch dieser erste Beitrag: „Was not tut“, weder klar noch bedeutend. Das soll uns aber nicht abhalten, ohne Vorurteil an den eigentlichen Inhalt des Buches heranzutreten.

Dieser Inhalt besteht aus fünf Hauptabschnitten, die benannt sind: I. Friede unter den Weltanschauungen, II. Friede unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, III. Friede unter den Klassen und Berufsständen, IV. Friede unter den politischen Parteien, V. Friede unter den Nationalitäten. Es folgt noch ein Schlußwort vom Herausgeber über „gegenseitiges Verstehen und Vertrauen“.

Der umfangreichste Abschnitt ist der mittlere (III). In diesem handelt Staatssekretär a. D. B. Dernburg über Deutschlands wirtschaftliche Zukunft und inneren Ausgleich; Dr. A. Pieper über soziale Verständigung; Dr. H. Heine mann über die Theorie des Klassenkampfes und die praktische Arbeitsgemeinschaft der Klassen; Dr. H. Thiel über Ausgleich zwischen Stadt und Land; Dr. M. Fasbender über Kenntnis und Verständnis unserer Landbevölkerung; Dr. Walther Waldischmidt über Unternehmertum und Arbeiterschaft; Adam Stegerwald über Gleichberechtigung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland; Dr. Fritz Koeßler über die Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; Max Schippel über Arbeiterorganisation und Unternehmertum; Dr. Gertrud Bäumer über die Frauenfrage im künftigen Deutschland.

Der vierte Abschnitt bringt acht Namen von Vertretern der Konservativen, des Zentrums, der Liberalen, der Sozialdemokraten (D. v. Dörken, D. v. Dewitz, J. Bachem, Prinz H. v. Schoenaich-Carolath, Fr. Naumann, W. Kolb, W. Heine) und an letzter Stelle einen von der „Partei der Schützengrabenkämpfer“ (Dr. Haas, M. d. R.). Im fünften Abschnitt besprechen Fürst Drucki-Lubecki und Dr. Paul Rohrbach die polnische Frage; Dr. E. Petri handelt über Elsaß-Lothringen; Pastor J. Schmidt über das Ringen der Nordmark; Dr. H. Cohen über Deutschtum und Judentum.

Es kann an dieser Stelle nicht daran gedacht werden, alle fünf Abteilungen oder gar alle Beiträge derselben zu besprechen. Das könnte nur von einer Mehrzahl von Fachmännern geschehen und würde wieder ein ganzes Buch erfordern. Denn wo so viele ungleiche und bisher oft feindliche Parteien und Anschauungen zu Wort kommen, kann es bei aller Anerkennung des gemeinsamen Zieles nicht ausbleiben, daß der Beurteiler auch oft in bezug auf die Mittel und Wege zu diesem Ziele abweichende Ansichten auszusprechen hat oder gewisse Theorien und Behauptungen als unhaltbar und unrichtig ablehnen muß. Wir möchten darum unsere Beurteilung auf die beiden ersten Abteilungen einschränken, welche unmittelbar auf Theologie und Kirche Bezug nehmen.

Als Vertreter der „Weltanschauungen“, die Frieden halten sollen, sind am ersten Abschnitt beteiligt zwei Professoren der deutschen Universitätsphilosophie, Dr. R. Eucken in Jena und Dr. P. Ratorp in Marburg, zwei Sozialdemokraten, A. Fendrich und H. Reus, zwei protestantische Geistliche, Pfarrer

G. Liebster und Pastor W. Thimme, und zwei katholische Theologen, Professor A. Rademacher und P. P. Lippert S. J.

Zwischen den Weltanschauungen der hier genannten Vertreter besteht offenbar ein tiefer Unterschied und in manchen Stücken ein feindlicher Gegensatz. Es ist darum mehr als gewagt, wenn Eucken seinem Aufsatz den Titel gibt: „Die Einheit der deutschen Weltanschauung“. Selbst unter den Philosophen von Fach war das Einvernehmen seltener als der Unfrieden. Eucken will indes, wenn man näher zusieht, nur sagen, daß allen den verschiedenen Geistesrichtungen unseres Volkes ein gewisser Zug zur Gründlichkeit und Innerlichkeit gemeinsam sei, der dem deutschen Tun und Denken eine Art Familienähnlichkeit auspräge, der aber auch zu erheblichen Schattenseiten, besonders zu übertriebenem Idealismus und auf der andern Seite zu übertriebenem Realismus der reinen Diesseitigkeit führen könne. So wahr das ist, so genügt es doch kaum, um deswegen von einer einheitlichen Weltanschauung zu reden. Am Schluß begnügt sich denn auch unser Philosoph, zu verlangen, daß trotz aller Gegensätze in den wichtigsten Fragen des Lebens „jede Seite auch der andern ein gewisses Recht zuerkenne“ (S. 21). „Das Leben unserer Zeit steckt voller Probleme und Gegensätze, das treibt notwendig Parteien hervor; in keiner Weise können wir wünschen, daß diese verschwinden oder eine geringere Tätigkeit entfalten. Dieses aber können und müssen wir wünschen, daß der Kampf von einer Sorge um die Sache geleitet werde, und daß die Unterordnung unter das gemeinsame Wohl uns ein Ziel gewinnen lasse, dem sich alle besondern Bestrebungen einfügen können“ (S. 23).

Ähnliche Gedanken wie Eucken entwickelt auch Ratorp. Auch er findet bei den Deutschen einen besondern Typus der Innerlichkeit. Zwar sei bei jedem Menschen das Seelische, das Geistige der Kern und die Wurzel seines Werdens und seiner äußeren Betätigung. Beim Deutschen aber gehe aus der gesteigerten Anlage zur Innerlichkeit ein zwiespältiger Drang einerseits zum Universalismus und andererseits zum Individualismus hervor. Neben dem Bedürfnis, als kosmopolitischer Weltbürger „im Universum des Geistes jeglichen Pfad abzuschreiten und dem in der Tiefe liegenden Logos nachzuspüren“, liege in ihm der andere Trieb zum individuellen Erfassen. „Jeder rechte Deutsche sagt zuletzt, wie der Weise von Ephesus: ‚Ich habe mich selbst erforscht‘. Jeder ist sich zunächst der einzige, sieht in der Welt, der ganzen Welt von Welten des Geistes seine Welt, strebt von sich aus, aus seiner Innerlichkeit, in ihr sich heimisch, ja zum Herrn zu machen“ (S. 30).

Die beiden Anlagen zum Universalismus und zum Individualismus waren schuld, sagt Ratorp weiter, daß es bei uns nur spät und nach Durchbrechung großer Schwierigkeiten zu einem starken und geschlossenen Staate und zur Herrschaft einer einheitlichen Staatsgesinnung kam. Gerade das aber sei es, worauf es jetzt ankomme: „Reife des Menschentums in Bürgertum, in reiner Vaterlandstreue. . . Das heißt uns Freiheit, das echte ‚Persönlichkeit‘. Es ist der schlichte Sinn des kategorischen Imperativs“. Dieser einfache Pflichtsinn soll fortan, so hoffen wir, unsern Universalismus bewahren vor dem vornehmen Hinwegsehen über die nächste

bringlichste Pflicht der treuen Sorge um unser Land und Volk, und unsern „Individualismus“ vor jeder Isolation und Entfremdung gegen den geringeren Bruder und gegen das, was „der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Wir sollen und wollen ja glauben, daß das den andern auch einmal kommen wird. Wir hassen keinen, wir trauen auf Gott, den Gott nicht der Deutschen allein, sondern der Menschheit. Kame es ihnen aber auch nicht, so soll es doch bei uns so sein und immer mehr werden und bleiben. . . . Das waltete Gott, der Gott der Deutschen und der Menschheit“ (S. 37/38).

Es verdient Anerkennung, daß hier einmal von Gott die Rede ist. Denn was kann aller Idealismus, was können alle Vereinigungen von Mystik und Frömmigkeit, Ethik und Pflichtgefühl im harten Kampf des Lebens frommen, wenn die idealen Gedanken und Forderungen nebelhaft in der Luft hängen. Der auf Gründlichkeit angelegte Geist — nicht nur des Deutschen — verlangt für die Anerkennung solcher sein ganzes Leben bestimmender Richtlinien einen befriedigenden, dem unerbittlichen Warum Genüge leistenden Grund. Hier geben wir W. Thimme recht, der in seinem Aufsatz „Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung“ sagt, das Christentum müsse den modernen Geist des philosophischen Idealismus immer wieder hinweisen „auf die Fundamente und Quellen des Lebens, die religiös-sittlichen Kräfte, ohne die der kühnste Idealismus weder Tiefe noch Bestand besitzt, ohne die alle Ideen zusammenbrechen und alle Ideale vertrocknen“ (S. 83).

Mit den Weltanschauungen, die an den deutschen Universitäten gepflegt wurden und tonangebend waren, ist in der Not der jetzigen Zeit nicht viel Staat zu machen. Die satte Kulturfeligkeit, die ihren Schwerpunkt im Diesseits suchte und auf die Gedanken an Gott, Unsterblichkeit, Jenseits mitteilidig herabsah, erlebt jetzt eine Feuerprobe, der sie nicht gewachsen ist. Worte des Trostes, des Friedens gehen ihr schwer von den Lippen. Aber wir dürfen hoffen, daß auch hier ein gewisses Umlernen stattfinden wird. Zum wenigsten dürfen wir erwarten, daß nach solchen Worten des Friedens und Vertragens auch an den deutschen Universitäten jene unsäglich drangsalierenden der Vertreter einer weniger diesseitigen Weltanschauung, die da und dort zu beklagen waren, einem besseren Geiste weichen.

Eine Vergleichung der beiden Sozialdemokraten, welche über das Verhältnis ihrer Partei zum Christentum reden, bietet viel Lehrreiches und Beachtenswertes. Fendrich aus Freiburg i. Br. und Peus aus Dessau, ein Süddeutscher und ein Norddeutscher, sind zwei ungleiche Brüder. Fendrich hat in seiner ganzen Art etwas Gewinnendes, Freundliches, Gemütliches; bei allem Festhalten an den sozialdemokratischen Parteipunkten trägt er doch ein wirkliches Verständnis für gegnerische Anschauungen und Bestrebungen zur Schau und vermeidet das Verletzende. Mehrfach nimmt er bezug auf Katholische und auch auf katholische Geistliche. Peus dagegen hat, wo er vom Christentum redet, stets den Protestantismus und seine amtlichen Vertreter im Auge. Seine Sprache hat trotz korrektem Dringen auf ein gewisses Maß von Duldsamkeit für den Gegner doch einen schroffen, selbstbewußten, schneidigen und kalten Ton. Selbst seine Freundlichkeiten klingen zugeknöpft und herablassend.

Fendrich macht kein Hehl daraus, daß seine Genossen zahlreiche Ungeheuerlichkeiten und Mißgriffe zu begehen pflegen, und daß die ganze Partei auch in grundsätzlichen Dingen noch allerlei zu lernen habe; aber er weiß die Mängel mit der Jugend der ganzen Bewegung zu entschuldigen. Er scheut sich nicht, zu schreiben:

„Fest steht nur, daß . . . andererseits die Sozialdemokraten es mit ihrem eigenen Parteigrundsatz der Erklärung der Religion zur Privatsache nicht immer ernst nahmen und politische Gegner wegen ihres Glaubens angriffen und verhöhnten. Da höre ich von einem Parteifreund den Zwischenruf: Nein, nicht wegen ihres Glaubens, sondern wegen des Abgrundes zwischen ihrer Lebensführung und ihrem Glauben. Und nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen des Mißbrauchs ihrer Religion zu politischen Zwecken. — Gewiß, es hat solche Fälle gegeben, wo auch der größte ethische Takt nicht hindern durfte, einmal ein Prachtexemplar von Eiferer und Verleumder auf das Abbild seines eigenen Lebens zu nageln. Aber das sind immer seltene Fälle gewesen. Und darum möchte ich auf den ersten Zuruf antworten, daß es überhaupt kaum einen Menschen irgend eines religiösen Glaubens gibt, bei dem ein mehr auf das Soll als auf das Haben schauender Moralprediger der Aufklärung nicht ein mehr oder minder starkes Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Gesinnung und Tat feststellen könnte. Wir sind ja in der Partei selbst nicht sicher vor dem Wirken solcher Leute.

„Zum zweiten Einwurf aber muß gesagt werden, daß es Mangel an Gerechtigkeitsgefühl verrät, wenn — um eines der häufigsten Beispiele auf diesem Gebiet anzuführen — sozialdemokratische Redakteure einen katholischen Geistlichen etwa deshalb in der Presse bloßstellen, weil er im Reichstuhl oder auf der Kanzel vor den sozialdemokratischen Zeitungen warnt. Das ist gar kein Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken, sondern sein gutes Recht, ja sogar seine Pflicht aus den allgemeinen und sehr einheitlichen Verordnungen seiner Kirche heraus. Und diese Kirche bezieht eben ihre Lehren auf das gesamte Leben ihrer Angehörigen, ohne die Politik davon auszunehmen, und kümmert sich nicht um eine Partei, die vom gesamten Leben nur die Politik ausnehmen möchte. Wer sich zu ihr bekennt, der weiß das alles und kann sich nicht beklagen . . .“ (S. 45).

Auf die Frage, was jetzt zu geschehen habe, antwortet Fendrich:

„Die Sozialdemokratie muß die Ehrfurcht lernen und betätigen vor Dingen, die sich nicht durch den vermeintlich geschickten Handschreib einer Programmforderung erledigen lassen. Sie muß die Erklärung der Religion zur sogenannten belanglosen Privatsache erheben und erhöhen zur Erklärung einer allerhöchsten Privatsache. Das Christentum aber muß die Furcht vor der Ehre der Sozialdemokratie lernen. Die wiegt nicht so leicht, als es sich die uns bisher feindliche Welt des Christentums vorgestellt hat“ (S. 53).

Uns scheint Fendrich ein gefährlicherer Gegner zu sein als Peus, aber mit solchen Gegnern wird man sich in ehrenhafter Form auseinandersetzen können und müssen. Wenn die Führer der Sozialdemokraten diesen Geist und Ton zur Richtschnur nehmen — was abzuwarten bleibt —, so ist nicht einzusehen, warum man ihnen bei allem notwendigen Geisteskampf nicht mit derselben Achtung begegnen sollte wie den Vertretern anderer abweichenden Weltanschauungen.

Auch Peus redet der Verträglichkeit und Duldbung das Wort, und das besonders aus dem Grunde, weil ihm an „starren Prinzipien“ nicht viel liegt.

„Die Zeit der starren Prinzipien ist vorbei. Die Zahl der Sozialdemokraten, die mit Resolutionen zufrieden sind, nimmt ab. Man fordert Arbeiterfolge, denen die Grundsätze zu dienen haben. Die Prinzipientyrannie hat man satt. Das wird auch duldsamer in dem Sinn machen, daß man die andern auch weniger nach ihren Prinzipien als nach der Nützlichkeit ihrer Taten beurteilt. . . . Es wäre überhaupt ungeheuer viel gewonnen, wenn der Sinn für Objektivität, für reine Sachlichkeit aus diesem Kriege gestärkt hervorginge“ (S. 67).

Der protestantischen „Landeskirche, oder besser gesagt Staatskirche“ steht Peus ganz ablehnend gegenüber. Er fordert Trennung von Staat und Kirche, und als Mittel dazu befürwortet er den Austritt aus der Landeskirche, aber nicht im Namen des Parteiprogrammes. Auch in Zukunft werde die Partei „ihren Programmpunkt der Erklärung der Religion zur Privatsache und der Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken sowie die Forderung der ‚Weltlichkeit der Schule‘ nicht aufgeben“. Erst dann, wenn die Schule konfessions- oder religionslos geworden und die Kirchen zu Privatvereinen umgewandelt sind, ist Peus bereit, auch den religiösen Gemeinden sein Wohlwollen zu schenken.

Gegen diesen selbstsichern und überlegen auftretenden Sozialismus hat der sächsische Pfarrer Georg Liebster in seinem Aufsatz „Evangelisches Christentum und moderner Sozialismus“ einen schweren Stand. Aber auch er verzweifelt nicht an einer Versöhnung. Nachdem er seinen Glaubensbrüdern eine kleine Strafpredigt über ihre zu strenge Beurteilung der Sozialdemokraten gehalten hat, wendet er sich diesen zu, um ihnen zu zeigen, daß sie den dialektischen „Entwicklungsgedanken, wie ihn Marx vom Philosophen Hegel übernahm“, ganz gut mit dem Christentum vereinigen können, ohne daß sie in Widerspruch mit ihren Grundprinzipien geraten.

„Hegel und die meisten seiner Anhänger waren evangelische Christen, und auch heute lebt das Christentum des sog. deutschen Idealismus, wirklich dialektisches Christentum. Kein Mensch kann den Sozialisten zumuten, daß sie eine fertige Religion einfach übernehmen. Sie werden die christliche Gedankenwelt umgießen und ihren eigenen Denkformen anpassen. Warum auch nicht? . . . Der Protestantismus gewährt hierzu vollste Freiheit; er kann eine solche Entwicklung nur gut heißen, er ist Gewissensreligion. Luther paßt mit seinen patriarchalischen Ansichten gewiß nicht in das moderne politische Leben, am wenigsten in die Sozialdemokratie, aber das Verdienst bleibt ihm für alle Zeiten, daß er seine Glaubenswelt aus sich heraus geschaffen hat. Damit ist ein für allemal für selbständige Innerlichkeit ein Freibrief ausgestellt, und keine Kirchen- oder Staatsbehörde vermag daran etwas zu ändern“ (S. 61).

Eine Kritik dieses Vorschlages müssen wir uns hier versagen. Man darf wohl zweifeln, ob viele Genossen der Einladung folgen werden.

„Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung“ sucht Pastor W. Thieme miteinander zu versöhnen. Er gibt zu, daß ein Ausgleich zwischen

den beiden noch nicht hergestellt ist. Unter moderner Weltanschauung versteht er ungefähr das, was Eucken deutsche Weltanschauung, andere moderne Wissenschaft nennen, die verschiedenen Systeme der naturwissenschaftlich, kritisch und positivistisch gerichteten Denkart, die von aller geoffenbarten Religion absticht.

Auch der Protestantismus stellte sich, wie Thimme berichtet, anfangs in strengen Gegensatz zu dieser Art Wissenschaft. Aber „die moderne Weltanschauung erwies sich als unbesiegbar. Das evangelische Christentum begann ihr, sei es willig, sei es widerwillig, Zugeständnisse zu machen. Es war sein Vorzug, daß es das konnte, ohne sich selbst zu verlieren“ (S. 78).

Nun erwähnt er kurz die verschiedenen Versuche, beide Richtungen zu versöhnen. Die Vernunftreligion der Aufklärung, die Trennung in eine Welt der Erscheinung und der metaphysischen Wesenheit, wie der Positivismus sie vornimmt, und ähnliche Auswege haben bis jetzt nicht zum Ziel geführt. Und doch muß eine Lösung versucht werden; denn „das evangelische Christentum besitzt nicht, wie die katholische Kirche, eine Organisation von so turmhafter Festigkeit und solch eingewurzelte Macht über die Gemüther, daß es den Gegensatz der modernen Weltanschauung gelassen ertragen könnte. Seine Einheitlichkeit ist so gering, es hat dem Freiheitsgedanken der Gewissens- und Forschungsfreiheit seinem Grundprinzip gemäß nun einmal so breiten Raum gewährt — es ist das zugleich seine Schwäche und sein Stolz —, daß ihm die fortbauende Gegnerschaft des modernen Geistes tödlich werden müßte“ (S. 79).

„Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung sind uneinheitliche, unfertige, noch nicht zur klaren Erfassung ihrer selbst gelangte Größen. Die Gegenwart mit ihren Erschütterungen, Segnungen, Enttäuschungen und unendlich schweren Aufgaben wird beiden neue Offenbarungen, Erkenntnisse und Anregungen geben.“ Der Ausgang, meint er, werde davon abhängen, „ob die christliche Religion, und zwar in erster Linie das evangelische Christentum, und die moderne Weltanschauung, anstatt sich aneinander zu zerreiben, sich miteinander verständigen“ (S. 86).

Die Aussicht ist also hier einstweilen dunkel.

Der Katholik wird natürlich gespannt darauf sein, wie die beiden Vertreter der katholischen Weltanschauung ihrer Aufgabe gerecht werden. Mit dantbarem Stolz dürfen wir es sagen: ihre Beiträge gehören zu den gehaltvollsten, anregendsten und schönsten des Buches. Während die vorerwähnten Mitarbeiter und auch mehrere der folgenden nicht viel über den Nachweis einer blossen Möglichkeit des Friedens und über den Wunsch, daß man sich vertrage, hinauskommen, kann Professor Rademacher mit einer Fülle einleuchtender Beweise dartun, daß der katholische Glaube, die katholische Moral und Lebensführung dem modernen Leben und der modernen Kultur, soweit ihnen Wert und Berechtigung zukommt, in keiner Weise ablehnend oder hinderlich im Wege steht, wohl aber die gediegenste, dauerhafteste und schwungvollste Förderung zu bieten vermag, wenn man nur der katholischen Kirche und ihren Organen Lust und Licht gönnen wollte. Mehrfach wird auf die gewichtigen Worte Leo's XIII. in seinen großen Rundschreiben hingewiesen. Man könnte dazu auch noch die beiden

Hirtenbriefe heranziehen, die derselbe Papst noch als Erzbischof von Perugia 1877 und 1878 kurz vor seiner Wahl herausgab¹.

Was Rademacher für die weltlichen Kulturgüter im allgemeinen dargelegt hat, das wird von P. Lippert mit bezug auf die Besonderheiten der deutschen Kultur in einer prächtigen Schilderung noch besonders ausgeführt. Ähnlich wie Eucken und Natorp findet auch er in der Innerlichkeit, Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, verbunden mit hohem Idealismus das Kennzeichnende des deutschen Geistes, wie ihn die Geschichte zeigt und wie er, so Gott will, auch in Zukunft sein wird. Nun vermag gerade die katholische Religion diesen natürlichen Anlagen ihre volle Entfaltung zu erleichtern und ihre Auswüchse, die ja auch nach dem Zeugnisse der Philosophen dem deutschen Wesen nur zu oft anhaften, auf das wirksamste zu beschneiden.

Daß so die beiden Aufsätze gewissermaßen zu einem Loblied auf die katholische Kirche und das katholische Glaubensleben in Deutschland werden, ist mit der Sache gegeben und kann den Verfassern nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die Neigung hierzu scheint aber doch vorhanden zu sein; denn in einer Besprechung des Buches findet sich der Satz: „Mancher kann auch jetzt nicht aus seiner Parteilaut. Er versucht kaum, sich in die Denkart des andern zu versetzen und von sich aus die möglichen Verbindungsklinien zu ziehen, sondern er begnügt sich damit, seine Parteiwelt in ihrer ganzen Pracht aufsteigen zu lassen und Würdigung für sie zu fordern“ („Die Wartburg“, Nr. 37 vom 8. September 1916; Sperrung von uns). Aber nachdem man in den letzten 50 Jahren und noch bis in die jüngste Zeit hinein dem deutschen Volke in tausend Zungen Tag für Tag gepredigt hat, daß der Katholizismus, die „römische“ Kirche, der Ultramontanismus der schlimmste Feind der deutschen Kultur, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Gottesfurcht, des Deutschen Reiches sei, können wir wahrlich nichts Besseres tun, als bei jeder passenden Gelegenheit nicht nur zu sagen, sondern zu beweisen, daß diese Anlagen nicht der Wahrheit entsprechen. Das tun die Vertreter der Katholiken und wenn sie daraufhin den Gedanken anregen, daß man auch sie im Frieden mitarbeiten lasse am Wohle des Vaterlandes, daß man das kränkende Mißtrauen gegen ihre Kirche ablege und rückständigen Ausnahmegesetzen den Abschied gebe, so sind sie voll und ganz beim Thema des Buches.

Der zweite Abschnitt des Werkes hat den „Frieden unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien“ zum Vorwurf. Hier finden wir unter sieben Universitätsprofessoren nur einen Vertreter des katholischen Bekenntnisses gegenüber fünf protestantischen Doktoren der Theologie. Prälat Mausbach muß den DD. theol. Rade, Dunkmann, Rahl, Baumgarten und Mahling das Gleichgewicht halten. Als einziger Nichttheologe behandelt Professor Klein

¹ Kultur und Kirche. Hirtenworte von Cardinal Joachim Pecci, nunmehr Papst Leo XIII. Übersetzt von B. Diefen und Fr. Elz² (Mainz 1878); vgl. auch Theol.-praktische Quartalsschrift 1893, 41 ff.

(Jena) die Schule als Mittel des Friedens. Wir machen diese Angaben nicht in der Absicht, um Klage wegen Parteilichkeit oder vernachlässigter Parität zu erheben. Das Überwiegen der Protestanten findet seine Begründung in den „kirchlichen Parteien“ der Aufschrift. Ihnen gegenüber hält Naumbach nach Inhalt und Form gleich vollendeter Aufsatz die Wage vollauf im Gleichgewicht. Was der katholische Teil Deutschlands für den konfessionellen Frieden zu bieten, aber auch zu fordern hat und der andere Teil ohne Gefahr des Gemeinwohls zugestehen sollte, das sagt er so maßvoll, so entgegenkommend und so erschöpfend, daß sein ernstes und doch liebevolles Wort zum Frieden gewiß auf alle der Wahrheit zugänglichen Leser im andern Lager einen tiefen Eindruck hervorrufen wird.

Unter den andern Aufsätzen dieser Abteilung hat außer dem letzten von Professor Rein nur der von Professor Rade es mit der katholischen Kirche zu tun. Er weist auf die vielen Zeichen von Entgegenkommen von seiten der Katholiken gegen die getrennten Brüder hin, die manchmal sowohl von seiten der Geistlichen, zumal der Feldgeistlichen, als der Laien bis zu einer Art Interkonfessionalismus ausgeartet sein sollen, wie solcher sonst nur aus der Zeit der Aufklärung berichtet wird, und bemerkt zu den Einzelercheinungen, man brauche sie zwar nicht zu unterschätzen, solle sie aber auch nicht überschätzen. Im Frieden werde das wieder anders werden. Aber einen praktischen *modus vivendi* möchte er doch hinüberretten. Darum warnt er zunächst vor übertriebenen Unionsgedanken: „Keine Schwärmerei für eine deutsche, beiderlei Kirchenchristen zusammensassende Reichskirche.“ Es komme zunächst auf die nationale Gemeinschaft an. „Rein Protestant wird heute wagen, die deutschen Katholiken, Ultramontane¹ zu scheitern oder gar — Reichsfeinde¹. Aber umgekehrt wird auch der Katholik aufhören müssen, uns fühlen zu lassen, daß wir Ketzer sind“ (S. 137).

Wir könnten uns mit Rade einverstanden erklären, wenn er die „nationale Verträglichkeit“ im Sinne der sonst so genannten „bürgerlichen Verträglichkeit oder Toleranz“ verstände. Er scheint aber die Unterscheidung zwischen bürgerlicher und dogmatischer Duldung und Gleichberechtigung absichtlich außer acht zu lassen. Das würde zwar zu seinem undogmatischen Protestantismus gut stimmen. Aber einen Katholizismus ohne Dogma gibt es nicht. Wir können darum wohl auf das Wort „Ketz“, aber nicht auf den Unterschied zwischen katholischer Glaubenslehre und unkatholischen Lehren, zwischen gläubigen Katholiken und „irrenden Brüdern“ verzichten. Die irrenden Brüder wollen und müssen wir als Brüder lieben und achten, aber ihren Irrtum als Irrtum oder Irrlehre (Häresie) zu bezeichnen, wird man uns nicht wehren können. Das wäre jene verkehrte Empfindlichkeit, die Rade selbst eingedämmt wissen will. Er muß „uns nehmen, wie wir sind“, wenn er das gleiche von uns verlangt (S. 140).

¹ Hervorzuheben ist auch der Satz Rades: „Mit dem restlosen Abbau des Ausnahmegesetzes gegen den Jesuitenorden hat man sich in protestantischen Kreisen fast überall abgefunden“ (S. 134).

Solange aber Religion und Weltanschauung außer Frage bleiben, im bürgerlichen Verkehr des täglichen Lebens wäre es nicht nur Tatslosigkeit, sondern Sünde gegen Gerechtigkeit und Liebe, wenn der Katholik einen andersgläubigen Volksgenossen fühlen ließe, daß er ihn seines Glaubens wegen als „Ketzler“, als Mitbürger zweiter Klasse betrachte.

Die andern vier Beiträge der zweiten Abteilung beschäftigen sich mit den inneren Angelegenheiten, den Parteien und Richtungen im Protestantismus. Auch Mahlings Arbeit über die Kirche und ihre Aufgabe im Volksleben hat es ausschließlich mit der protestantischen „Volkskirche“ zu tun. Hier dareinzureden ist nicht unsere Sache. Um so entschiedener möchten wir gegen Professor Reins Artikel über die Schule als Mittel des inneren Friedens Widerspruch erheben. Er fordert die „nationale Einheitschule“, die einen „gemeinsamen Religionsunterricht mit Ausschluß der Dogmatik“ erteilen soll. Das wäre der von vielen längst geahnte Kulturkampf in neuer, verschärfter Form. Warum wir so etwas nicht annehmen können, wurde im Oktoberheft dieser Zeitschrift gesagt.

Das Buch als Ganzes fordert Leser mit guten Kenntnissen, weitem Gesichtskreis und gefestigten Grundfällen. Auf andere könnte die bunte Menge der Standpunkte und Voraussetzungen verwirrend wirken. Ein Volksbuch ist es also nicht. Allen aber, die durch ihre Stellung im öffentlichen Leben oder ihren Beruf verpflichtet sind, an dem Ziele mitzuarbeiten, ist Ehimmes Friedensgabe zu empfehlen.

Matthias Reichmann S. J.

Die Parität und die deutschen Katholiken. Von Dr. Hans Rost.
gr. 8° (72) (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, dritter Band.)
Köln 1914, Bachem. M 1.60; geb. M 2.—

Die theoretisch den Katholiken zustehende paritätische Behandlung hat vor dem Krieg tatsächlich zu wünschen übriggelassen. Arbeiten zur Paritätsfrage sind keine Klagelieder, sondern sie geben den zahlenmäßigen Ausweis über den dem katholischen Volksteil zugestandenen Anteil am staatlichen und bürgerlichen Leben, und dann wollen sie die Wege zeigen, wie die Katholiken sich einen ihrer Zahl und ihren Leistungen entsprechenden Anteil an den Arbeiten und damit am Einfluß in Staat und Gemeinde sichern können. Die imparitätische Behandlung der Katholiken des Deutschen Reiches wird von solchen, die nicht den katholischen Standpunkt teilen, nicht geleugnet, von manchen aus ihnen sogar unumwunden zugegeben.

Rost bietet den Beweis der Tatsachen für die durchaus imparitätische Behandlung der deutschen Katholiken. Imparität auf dem Schulgebiet, in der Besetzung der Verwaltungsstellen; Imparität in der Mischeprexis, an den Hochschulen, in der Behandlung katholischer Literatur in Presse und an öffentlichen Büchereien. Für die Beteiligung an dem wissenschaftlichen Ringen der Zeit gilt es, mutige Arbeit zu leisten. „Wer festes Wollen mit tüchtigem Können vereinigt, der wird heute auf den deutschen Universitäten auch als Katholik trotz so mancher Schwierigkeiten sein Ziel erreichen“ (S. 59).